

A woman with dark hair, seen from behind, is looking out a window. She is wearing a white, long-sleeved dress. Her right hand is holding a light blue curtain. The view outside the window shows a sunset over a beach with a fence and some greenery in the distance. The sky is filled with soft, golden light and scattered clouds.

Susan Kay Law

Solange
es Hoffnung
gibt

Weltbild

Ann McCrarys Mann liegt seit zwölf Jahren im Koma. Ann ist fast vierzig, und die Familie, die sie sich gewünscht hatten, wird es nie geben. Doch dann zieht ein neuer Nachbar ein. Ann fühlt sich unwiderstehlich zu Tom und seiner Tochter hingezogen – doch solange ihr Mann lebt, fühlt sie sich durch ihren Eheschwur gebunden. Wird Ann die Chance auf ein zweites Glück bekommen?

Ein dramatisches Frauenschicksal – eine große Liebesgeschichte

Susan Kay Law

Solange es Hoffnung gibt

Deutsch von Theresia Übelhör

Weltbild

Die Autorin

Susan Kay Law hat mehr als ein Dutzend romantische Romane geschrieben und dafür mehrere Preise bekommen. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen in Minnesota.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel The Paper Marriage bei Berkley Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.
Copyright der Originalausgabe © 2008 by Susan Kay Law
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by
Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Übersetzung: Theresia Übelhör
Projektleitung: Dr. Ulrike Strerath-Bolz
Covergestaltung: zeichenpool, München
Titelmotiv: Getty Images, Düsseldorf (© Ghislain & Marie David de Lossy);
www.shutterstock.com (© Jerry Callaghan; Yuriy Kulyk)
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-95569-182-0

Manchmal verändert sich das Leben mit einem Schlag, und das an einem ganz gewöhnlichen Tag.

Das kommt einem nicht richtig vor. Solch gewaltige Umwälzungen sollten von dicken, sich bauschenden schwarzen Wolken und brutalen Donnerschlägen begleitet sein, von einem Zeichen des Himmels, dass jetzt der Augenblick gekommen ist, an dem dein bisheriges Leben zu Ende geht und von nun an alles anders sein wird.

Beim ersten Mal, als sich Ann McCrarys Leben änderte, wusste sie es in dem Augenblick, da man ihr die Nachricht überbrachte.

Beim zweiten Mal war es dagegen ein schleichender Prozess. Der Tag verstrich wie jeder andere, beinahe unmerklich, und erst im Nachhinein wurde ihr klar: Ja, das war der Tag gewesen, fast zwölf Jahre nach der ersten Veränderung, an dem alles begann.

Es war ein herrlicher Frühlingsnachmittag, der 3. Mai. Ann bog mit ihrem kleinen grauen Toyota in die hübsche grüne Straße ein, in ein Wohnviertel, das der Vorstellung jedes Menschen von heimelig entspricht. Die Straße war von holländischen Kolonialhäusern, von Bauten mit Holzfassaden und den typisch amerikanischen Foursquare-Häusern gesäumt, die vor allem vor achtzig, neunzig Jahren beliebt gewesen waren und jetzt horrenden Summen kosteten, aber deren Neubau seltsamerweise noch teurer war. Trotzdem rückten die Leute das Geld heraus, weil sie sich damit jenes Lebensumfeld erwerben wollten, das in alten Fernsehshows und in der Fantasie der Babyboomer einen festen Platz einnahm.

Eigentlich sollte das Bild à la Norman Rockwell von riesigen, alten Bäumen abgerundet werden, die ihre ausladenden Äste über die Straße strecken, doch die holländischen Ulmen waren vor Jahren dem Ulmensterben zum Opfer gefallen. Frisch gepflanzte Ahornbäume und schlanke grüne Eschen, die sie ersetzen sollten, ragten entlang des Straßenrands auf – eine erbärmliche Erinnerung daran, wie es früher einmal gewesen war.

Sie steuerte auf ihr bescheidenes Schindelhaus zu und atmete, erfüllt von jener Mischung aus Vorfreude und Trauer, die sie jedes Mal empfand, wenn sie sich ihrem Haus näherte, tief durch. Sie wartete noch immer darauf, über die Sache hinwegzukommen, wartete darauf, dass die Heimkehr nach der Arbeit einfach nur das sein würde, etwas Alltägliches, das keinerlei Erwartungen oder Bedauern bereithielt.

Offenbar war es noch nicht so weit. Doch sie konnte das Haus nicht verkaufen. Sie brachte es einfach nicht über sich.

Ein Ungetüm von einer Harley-Davidson, nichts als Schwarz und Chrom, eine ramponierte schwarze Lederjacke über den Sitz drapiert, stand vor dem Nachbarhaus. Ein Lieferwagen von Gabberts war zum Teil in, zum Teil außerhalb der Einfahrt abgestellt. Sie konnte sich die leichte Neugier auf ihre neuen Nachbarn nicht verkneifen; der nachbarschaftlichen Gerüchteküche war es nicht gelungen, herauszufinden, wer das Haus

gekauft hatte, und das war wirklich seltsam. Normalerweise kannte die ganze Straße beim Einzug neuer Nachbarn deren Namen, Status und Familienstand.

Als Mrs Hillerman ins Pflegeheim gezogen war, war ihr Haus in weniger als einem Tag verkauft worden. Das war nicht ungewöhnlich; die Häuser hier wurden oft schon verkauft, bevor sie offiziell auf dem Markt waren, häufig an einen Freund des Bewohners, der nur darauf gewartet hatte, zugreifen zu können.

Doch Mrs Hillerman hatte in den fünfundvierzig Jahren, die sie hier gelebt hatte, an ihrem Tudorhaus keinen einzigen Ziegel erneuert, deshalb hatte Ann gemutmaßt, dass es ein wenig länger dauern könnte, bis es an den Mann gebracht werden konnte.

Ann bog in ihre Einfahrt ein und fuhr in die Garage. Ein hoher Zedernzaun trennte ihr Grundstück von Mrs Hillermans. Sie spähte durch die Fliederhecke, die den Zaun verdeckte, und an der sich ein paar wunderschöne violette Blüten zu öffnen begannen. Zwei schwergewichtige Lieferanten, die schmutzige Baseballkappen auf dem Kopf und verschwitzte T-Shirts trugen, welche ihre kräftigen Bizepse sehen ließen, schleppten eine Anrichte die Treppe zur Hintertür hinauf.

Wahrscheinlich gehörte das Motorrad einem der beiden. Im schlimmsten Fall einem erwachsenen Kind der neuen Besitzer, das bestimmt bald ausziehen würde. In der Nachbarschaft gab es ein paar Typen, die Harleys besaßen, Fünfzigjährige, die sich für ein Motorrad statt für ein Kabrio entschieden hatten. Aber sie parkten sie nicht auf der Straße; sie standen in den Garagen, wurden mehr bewundert als gefahren und mit der Ehrfurcht, die Statussymbolen gebührte, behandelt, denn das waren sie nun einmal.

Ann ging davon aus, dass die neuen Nachbarn nett sein würden; das waren die meisten Leute, die hier wohnten. Aber sie würde Mrs Hillerman vermissen, die sich stets für ein bisschen Gesellschaft dankbar gezeigt hatte und außer ihr in der ganzen Nachbarschaft die einzige Frau war, die allein lebte.

Cleo jaulte an der Hintertür. Ann ließ sie heraus, damit sie ihr Geschäft erledigen konnte, während sie sich umzog. Als Ann in ihre Sportsachen geschlüpft war, wartete der Hund bereits an der Hintertür und stupste ungeduldig an seiner Leine herum.

Sie hakte die Leine in Cleos rotes Halsband ein, überprüfte noch einmal die Schnürsenkel ihrer Laufschuhe und rannte los.

* * *

Punkt achtzehn Uhr dreißig betrat Ann Cedar Ridge, und Cleo trottete neben ihr her. Wie immer überwältigte sie der Geruch hier. Zum Glück stank es nicht nach Urin und Verfall wie in dem kleinen Pflegeheim, in dem ihre Großmutter gestorben war, aber die Gerüche waren dennoch stark, eine stechende Woge von Desinfektionsmitteln und dem Gestank einer Großküche. Es schien keine Rolle zu spielen, ob Hühnchen oder Rindfleisch auf dem Speiseplan stand; der Geruch war immer gleich.

»Es muss achtzehn Uhr dreißig sein.« Heute Abend saß Ashia, Anns Lieblingsschwester, im Stationszimmer. Sie blickte auf ihre Uhr und warf Ann ihr strahlendes Lächeln zu, so leuchtend wie ihr gelbrotes Kopftuch. »Ich weiß gar nicht, warum wir überhaupt Uhren

haben.«

»Irgendwann komme ich um sieben, nur um euch alle durcheinanderzubringen.«

»Nein, das tust du nicht«, sagte Ashia zuversichtlich und beugte sich über die Theke, um Cleo mit dem Finger zu drohen.

Wenn jemand Anns Gewohnheiten kannte, dann war es Ashia, die schon von Anfang an hier gewesen war. Damals hatte sie noch die Böden geschrubbt und kaum ein Wort Englisch beherrscht. Seitdem hatte sie die Pflegeschule absolviert, aber im Gegensatz zu den meisten anderen hatte sie nicht gleich nach einem leichteren, weniger anstrengenden Job Ausschau gehalten.

»Wie war sein Tag?« Diese Frage stellte Ann täglich, obwohl sie schon vor zehn Jahren die Hoffnung aufgegeben hatte, eine andere Antwort darauf zu bekommen. Sie fragte sich, warum sie sich überhaupt die Mühe machte, sich zu erkundigen. Vielleicht lag es daran, dass sie sich nicht sicher war, was ihr noch bleiben würde, wenn sie ihre Alltagsroutine aufgab.

»Ruhig.« Ashia strahlte, als Ann eine mit Frischhaltefolie bedeckte Schüssel auf die weiße Laminattheke stellte. »Was hast du uns denn heute mitgebracht?«

»Zimtbrötchen. Mit Ahornsirup glasiert.«

Ashia spähte unter die Folie. »Herrje, irgendwann wird meine Figur deinetwegen ruiniert sein.«

»Ich muss dich doch irgendwie festhalten«, antwortete Ann.

»Wo sollte ich denn hingehen?«

Es gibt Millionen anderer Arbeitsplätze, dachte Ann. Jeder davon wäre besser als dieser hier. Hätte sie die Wahl, dann wäre sie im Bruchteil einer Sekunde verschwunden.

Sie ging den langen, schmalen, von schmucklosen weißen Türen gesäumten Korridor entlang, von denen die meisten offen standen, als hießen sie die seltenen Besucher willkommen. Ihre Schuhe quietschten auf dem grauen Linoleum, Cleos Krallen klickten im Takt dazu. Aus jedem Zimmer drang das gedämpfte Gemurmel von Fernsehgeräten: Glücksrad, Nachrichten, Wiederholungen von Andy Griffith und Seinfeld. Hin und wieder war ein Stöhnen oder ein kehliges, tiefes Schnarchen zu hören.

Eine Frau in einem ausgebleichten blauen Morgenmantel, deren Rücken wie ein C gekrümmt war, schob ihren Rollator durch den Flur und schlurfte in ihren pinkfarbenen Häkelslippern dahin. Mr Landen saß in seinem Rollstuhl in der Tür zu seinem Zimmer und wackelte mit dem Kopf. Sie hatte Mr Landen noch nie an einer anderen Stelle gesehen.

Wenn sie Cleo dabei hatte, beachtete keiner, dass Ann den Flur entlangging. Cleo steckte die Schnauze in die verkrampfte Klaue, die Mr Landens Hand bildete, und Mr Landen, der kurz aus seiner Apathie gerissen wurde, legte die Handfläche auf den Kopf des Hundes, wodurch zu sehen war, dass die Haut auf seinem Handrücken hauchdünn und mit dunkelbraunen Leberflecken übersät war. Cleo wartete, bis er wieder wegdämmerte, erst dann setzte sie ihre Runde fort.

Sie tapste in Zimmer hinein und wieder heraus und kam ihren Verpflichtungen nach. Ann ließ ihr Zeit. Und zögerte damit das Unvermeidliche hinaus; ihr war klar, was sie da

tat, und spürte den Anflug nagender Schuldgefühle, die damit verbunden waren. Und doch brachte sie es nicht über sich, sich zu beeilen.

Aber irgendwann kamen sie dann doch am Ende des Flurs an. Die Tür hier war geschlossen und wie alle anderen mit einem fliederfarbenen Osterei aus Papier und ein paar Tulpen aus Karton dekoriert. Diese Dekoration würde bleiben, bis sie für den Memorial Day von Flaggen – und an den Türen der alten Männer, die in der Armee gedient hatten, mit Sternen aus Goldfolie – ersetzt wurde.

Nach all den Jahren kannte sie die Abläufe im Cedar Ridge.

Und auch ihre eigenen. Sie holte tief Luft und machte die Tür auf.

Ann schaute zuerst Mary an. Und zögerte damit das Unvermeidliche weiter hinaus. Sie war ein solcher Hasenfuß. Es war ja nicht so, dass sie nicht wusste, welcher Anblick sich ihr bot, wenn sie zuerst zum Bett schaute. Und es änderte sich ja auch nichts, wenn sie es lange hinauszögerte. Das schien keine Rolle zu spielen.

Mary McCrary blickte auf, doch ihre Finger, die mit Stricknadeln und flaumiger pinkfarbener Wolle beschäftigt waren, hielten nicht inne.

Anns Schwiegermutter war eine hübsche Frau. In all den Jahren, die sie sie jetzt kannte, hatte Ann Mary nicht ein einziges Mal, nicht einmal nach vielen im Krankenhaus verbrachten Stunden, anders als makellos gesehen, ihre Haare ordentlich frisiert, dezente, aber schöne Diamantstecker in den Ohrläppchen, immer geschmackvoll, aber nie übertrieben geschminkt. Als Ann noch im Teenageralter und ihr die eigene Mutter ständig schrecklich peinlich gewesen war, die in Röcken herumlief, welche eigentlich längst in den Müll gehörten, deren ergrauende flatternde Haare ihr bis zur Taille reichten und die nie einen Hauch von Make-up trug, hatte Ann sich nach einer Mutter wie Mary gesehnt. Nach jemandem, der so aussah, wie man es von einer Mutter erwartete. Nach einer normalen Mutter.

Marys Blick fiel auf Cleo, und ihr Mund zog sich zu einem schmalen rosafarbenen Estée-Lauder-Strich zusammen. Mary war der Meinung, dass eine »Rehabilitationseinrichtung« – in ihren Augen war Cedar Ridge kein Pflegeheim und würde es auch nie sein – nicht der richtige Ort für einen Hund sei. Ann hatte sich schon kurz, nachdem sie Cleo zu sich geholt hatte, bescheinigen lassen, dass sie ein Therapiehund sei, nur damit sie sie hierher mitnehmen konnte. Cleo war häufig genug allein.

»Wie geht es ihm heute?«

»Ausgezeichnet.« Sie stach mit den glitzernden Stahlnadeln in die pinkfarbenen Maschen. »Er war heute sehr munter. Ich glaube, das lag daran, dass Melissa Dienst hatte. Du weißt ja, dass er sie lieber mag als diese Carmelita.«

Ann seufzte und verkniff es sich, darauf einzugehen und Streit zu provozieren. Es nützte nichts, darauf zu beharren, dass John genauso wenig spürte, wer ihn versorgte, wie die Topfgeranie auf der Fensterbank. Zwölf Jahre, und mindestens ein Dutzend Ärzte, und Mary rechneten noch immer damit, dass John jeden Augenblick aufwachte.

Ann war sich nicht sicher, ob das nicht besser war. Hoffnung, wie aussichtslos und unbegründet sie auch sein mochte, musste besser sein als ... nichts.

Mary stand auf. Sie hatte noch immer eine gute Körperhaltung, hielt den Rücken in dem blassblauen Twinset gerade, und ihre Hüften in dem engen grauen Wollrock waren schmal. Inzwischen durchzogen Falten das fein geschnittene Gesicht, jede Menge Falten und tiefe Ringe unter den Augen. Mit Fünfzig hatte sie zehn Jahre jünger ausgesehen, aber in den letzten zehn Jahren war sie um dreißig Jahre gealtert.

Sie griff nach ihrem Strickzeug und der Handtasche – rosafarbener Gobelin mit glänzenden Messingschnallen.

»Das ist hübsch«, sagte Ann. »Was strickst du denn da?«

Mary schob das Wollknäuel zur Seite und klemmte es sich unter den Arm. »Eine Babydecke. Lori ist wieder schwanger – dieses Mal wird es ein Mädchen.«

»Ach. Das ist aber schön.« Marys Nichte war nach drei Jungen zweifellos ganz aus dem Häuschen, als sie erfuhr, dass sie nun ein Mädchen erwartete. »Wie viele Großnichten hast du dann?«

Mary griff nach ihrer Tasche, kramte darin nach ihrem Autoschlüssel und konzentrierte sich mehr auf diese Aufgabe, als nötig gewesen wäre. Anns Schwiegermutter steckte den Schlüssel immer in die gleiche Stelle, in ein kleines Fach direkt unter dem Griff.

Mary stellte immer alles an seinen Platz.

»Sieben«, antwortete sie energisch. »Fünf Neffen und zwei Nichten.«

Dumm, dumm, dumm. Ann wusste, dass sie nicht hätte fragen sollen, aber sie hielt es einfach für höflich, sich nach der Familie zu erkundigen.

Doch es erinnerte sie beide nur daran, dass Mary keine eigenen Enkel bekommen würde. Jedenfalls nicht diejenigen, die sie sich sehnlich wünschte.

Ann konnte es Mary ohnehin nie recht machen und ihr das Richtige sagen. Es war von Anfang an absolut klar gewesen, dass Mary sie nicht für gut genug für ihren Sohn erachtete. Sie war zu höflich gewesen, um offen Einwände zu erheben, allerdings waren nicht alle im Mill Valley so gut erzogen, und Ann waren im Laufe der Jahre mehr als nur ein paar entsprechende Kommentare zu Ohren gekommen.

Sie hatten sich jedoch aneinander gewöhnt, sowohl die Kleinstadt als auch die McCrarys. Vielleicht deshalb, weil nach einer Weile klar wurde, dass die Beziehung Bestand haben würde. Oder weil jeder, der noch über einen klaren Verstand verfügte, sehen konnte, dass Ann wahnsinnig verliebt war.

Es war sogar so weit gekommen, dass Ann zu hoffen begann, Mary würde sie irgendwann mögen. Sie vielleicht, nur vielleicht, sogar ein wenig ins Herz schließen würde, wenn ihr schließlich klar wurde, dass Ann ihren Sohn glücklich machte.

Ihre Beinahe-Beziehung war der Katastrophe ebenfalls zum Opfer gefallen.

Auf dem Weg zur Tür kam Mary an ihr vorbei und schloss sie kurz und pflichtschuldig in die Arme.

»Fahr vorsichtig«, sagte Ann. Es waren siebenunddreißig Meilen zurück nach Mill Valley, eine Strecke, die Mary in den letzten zwölf Jahren fast täglich zurückgelegt hatte. Ein oder zwei Mal hatte ein Schneesturm sie daran gehindert, aber ansonsten kam sie so pünktlich wie die Maurer.

»Natürlich.« Selbstverständlich war sie vorsichtig. Manchmal fragte sich Ann, ob Mary jemals versucht war, es nicht zu sein, ob sie jemals versucht war, mit ihrem Lincoln einfach auf einen Telefonmasten zuzusteuern und ihn umzufahren.

Aber so etwas wäre für Mary McCrary viel zu unordentlich und dramatisch gewesen.

Mary gestattete sich, noch einmal einen Blick zum Bett zu werfen, und ihre Gesichtsmuskeln waren angespannt, als wären sie bewusst zu einer Maske gefroren, einer, die niemals etwas von ihren wahren Gefühlen preisgeben würde.

»Soll ich dich zum Auto begleiten?«, fragte Ann.

»Sei nicht albern. Ich denke, wenn all diese Alten hier herumwanken können, ohne sich wehzutun, werde ich es wohl noch schaffen, unversehrt zum Parkplatz zu kommen.« –

»Ich habe doch nicht gemeint ...«

»Ich weiß, was du gemeint hast.« Mary blickte ihr einen Moment freundlich in die Augen, dann versteinerte sich ihre Miene. Wenn ich das schaffe, dann schaffst du das auch, und du ersparst dir keine Sekunde davon, indem du mich zu meinem Auto begleitest.

Ann schaute Mary nach, wie sie den Korridor entlangging und allen, an denen sie vorbeikam, höflich zunickte, aber bei niemandem stehen blieb. Was dachte sie wohl? Konnte sie es nicht erwarten, ins Freie zu gelangen, oder wünschte sie sich, noch bleiben zu können? Fragte sie sich, wie lange es wohl dauern würde, bis sie selbst in einem solchen Heim landete, anstatt bloß jemanden zu besuchen?

Okay, sie hatte lange genug gezaudert. Ann wappnete sich, zwang sich zu einem falschen Lächeln und fragte sich, warum sie sich überhaupt die Mühe machte, dann ging sie schnell auf das Bett zu.

»Hallo, Schatz«, sagte sie, beugte sich hinab und gab ihrem Mann einen Kuss.

»Und, wann verwandelst du dich nun in einen Wachhund?« Boom drückte Tom in dem Augenblick, als er die Tür öffnete, ein Sixpack Summit-Bier in die Hand und drängte sich an ihm vorbei durch den Eingang.

Boom stand unter dem Bogen zum Wohnzimmer und betrachtete die niedrigen geblühten Sofas, den Schaukelstuhl mit dem rüschenumrahmten Sitz in der Ecke und das zarte Gemälde eines Gartens über dem cremefarbenen Kaminsims aus Marmor. Traurig schüttelte er den Kopf. »Himmel. Hab ja gar nicht gewusst, dass die Alte dir ihre Möbel überlassen hat.«

»Hat sie ja auch nicht«, antwortete Tom. »Willst du mir etwa weismachen, dass du für diesen Schrott bezahlt hast?«

»Und ob!« Er hatte die Sachen allerdings nicht gesehen, bevor er sie kaufte, was ein weiterer seiner vielen Fehler gewesen war. Aber was zum Teufel verstand er schon von Möbeln und was scherte er sich darum? Er hatte der Innenarchitektin gesagt, dass es schön aussehen sollte und dass es einem Mädchen gefallen müsste. Er hatte ja nicht damit gerechnet, dass sie etwas für ein Mädchen aus dem Jahr 1957 planen würde.

Er hätte sie warnen sollen, dass das fragliche Mädchen inzwischen ein Teenager war und dass es, als er es das letzte Mal gesehen hatte, einen Ring in der Nase trug, schwarze Haare und schwarze Lippen hatte und alle Welt anknurrte, dass es einem missgelaunten Dachs zur Ehre gereicht hätte.

»So schlimm ist es nun auch nicht.« Er warf einen Blick über Booms Schulter und zuckte zusammen. »Okay, vielleicht doch.«

»Wie viel hat es dich gekostet?« – »Wie zum Teufel soll ich das wissen?« Trotz der Tatsache, dass der Diamant in Booms linkem Ohrläppchen mehr wert war als jedes Haus in der Nachbarschaft, wusste er genau Bescheid, wie viele Cents er verdient hatte, und es waren sehr, sehr viele gewesen. Tom dagegen ließ seinen Geschäftsführer einfach automatisch etwas Geld überweisen, sobald sein Kontostand unter 50.000 Dollar fiel. Seiner Meinung nach war das Beste am Reichsein, dass man nicht mehr an Geld zu denken brauchte.

»Na ja, zumindest sollte es eine ordentliche Investition sein«, stellte Boom mürrisch fest. »Vielleicht sieht es ja besser aus, wenn wir etwas getrunken haben.« – »Möglicherweise.« Das glaubte Tom jedoch nicht. Genau genommen stellte er sich vor, dass das Haus, wenn sie genug getrunken hatten, richtig unheimlich wirken könnte. Aber da er ohnehin nur bis September hier wohnen würde, spielte das keine Rolle. Er ging jedenfalls davon aus, dass man seine Männlichkeit nicht einbüßte, wenn man dreieinhalb Monate auf dem Filmset von Miss Daisy und ihr Chauffeur lebte.

Boom stampfte durchs Wohnzimmer, fluchte, als er gegen einen kleinen Mahagonitisch stieß, auf dem eine Sammlung Silberschatullen stand. Mit seiner fleischigen Pranke schob er den feinen Spitzenvorhang zur Seite und starrte aufmerksam aus dem Fenster. »Ja«,

stellte er fest, »sie ist noch da.«

»Bitte sag mir, dass es in diesem Viertel heiße Brute gibt.«

»Wahrscheinlich. Die Frage ist nur, ob eine davon über zwanzig ist«, antwortete Boom.

»Die da jedenfalls nicht.«

Eine Frau stand im Vorgarten des ordentlichen weißen Hauses auf der anderen Straßenseite, die Hände in die breiten Hüften gestemmt. Nach den großen gelben Handschuhen und den Schmutzflecken an ihren Knien zu schließen, war sie mit Gartenarbeiten beschäftigt gewesen. Sie starrte mit offenem Mund auf Toms Hauseingang, und graue Haare hatten sich aus dem lockeren Knoten auf ihrem Hinterkopf gelöst.

»Glaubst du, sie schaut so interessiert, weil sie nicht weiß, wer du bist?«, fragte Tom.

»Oder weil sie es weiß?«

Knapp zwei Meter große und zweihundertachtzig Pfund schwere glatzkpfige Schwarze bekam man in diesem Wohnviertel wahrscheinlich so selten zu Gesicht, dass sie Misstrauen und Aufmerksamkeit erregten. berall sonst traf Boom zumeist auf tiefe Bewunderung.

»Du machst wohl Witze?«, fragte Boom. »In diesem Staat weiß jeder, wer ich bin.«

»Ja, aber du passt nicht gerade hierher.« Tom kicherte. »Möchtest du ein Bier?«

»Klar. Glaubst du etwa, ich habe die für dich mitgebracht?«

Tom führte Boom durch den Flur mit goldgerahmten Spiegeln und einem Arrangement künstlicher Tulpen auf einem Eibenholztisch. Die Küche befand sich im hinteren Teil des Hauses, ein schmaler Raum mit hellen Neonlampen und einem kleinen Bogendurchgang, der in eine Nische mit eingebauten Sitzbänken führte. Als urig hatte die Maklerin diese Nische bezeichnet. Er hatte ihr gesagt, dass er etwas Gemütliches suche, etwas, das gromtterlich wirke. Zuerst hatte sie ihm nicht geglaubt und ihm ein modernes Haus in Lowry Hill und einen weißen Stahlbau mit Blick auf den Fluss gezeigt. Sobald er sie überzeugt hatte, dass er genau so etwas suchte, hatte sie sich an seine Vorgaben gehalten und ein Gromutterhaus für ihn ausfindig gemacht.

Boom blieb auf dem schwarz-weißen Linoleum stehen. »Mensch«, sagte er. »Du hast ja Obst an der Wand.«

»Ich weiß«, stellte Tom traurig fest, der seine schwarzen Granitarbeitsflchen und die Edelstahlgerte bereits vermisste. Nicht etwa, dass er da jemals gekocht hätte, aber die Küche hatte wirklich fantastisch ausgesehen. Im Maserati-Autohaus standen nicht viele Wagen, die schicker waren als sein Herd.

Die Kunststofffronten dieser Küche hier waren limonadengelb und mit einem angeschlagenen Metallrand versehen. Der Kühlschrank hatte abgerundete Ecken und wirkte so klein, dass Boom ihn mit einem Arm hätte stemmen können.

»Du hast ja einen Herd wie Rachael Ray!«

»Rachael Ray?« – »Aus der Kochsendung. Food Network.«

»Seit wann schaust du denn Kochsendungen?«

»Man kann nicht ewig Pornos gucken, und in Hotelzimmern gibt es ja nicht viel außer

dem Fernseher.« Boom zuckte mit den Schultern und war kein bisschen verlegen. War man Jerome »Boom« Bonderman, der seinen Platz in der Welt kannte und dessen Männlichkeit nie infrage gestellt wurde, dann konnten weder Pornos noch Kochsendungen dieses Selbstbild erschüttern. »Kochsendungen sind besser. Frauen, die kochen können. Was Besseres kann man sich doch gar nicht vorstellen.«

»Genau.« Tom gab Boom einen Stoß in den Magen. Er dachte, er habe genug Kraft angewandt, dass Boom zumindest zurückzucken würde. Aber nichts dergleichen geschah. »Boom, man sieht es allmählich.«

Als er den Sprung in die Liga geschafft hatte, war Boom ein hoch aufgeschossener First Baseman gewesen. Während der ersten sechs Spielzeiten hatte er jährlich zehn Pfund zugenommen, aber da die Zahl seiner Home Runs ebenfalls jährlich um fünf gestiegen waren, hatte das Team nichts gegen sein Gewicht einzuwenden gehabt. Sie hatten ihn als Right Fielder und schließlich als Designated Hitter eingesetzt, und nur ein paar wenige Sportjournalisten hatten es gewagt, sich über seinen wachsenden Bauchumfang auszulassen.

Das war Boom egal gewesen. Gott sei Dank, dass es die Amerikanische Liga gab, hatte er gelacht. Er wollte nur noch fünf gute Jahre haben, die er sonst nicht bekommen hätte.

»Du solltest lieber einen Kammerjäger rufen«, stellte er fest. »Ich könnte schwören, dass ich gerade einen Käfer an meinem Bauch gespürt habe.« Wieder blickte er sich betrübt in der Küche um. »Was wir nicht alles den Frauen zuliebe machen!«

»Genau«, pflichtete ihm Tom bei. »Was wir nicht alles machen.« Er ignorierte den Hinweis darauf, wie schwach sein Stoß gewesen war. Boom würde ihn ohnehin niemals gewinnen lassen. »Komm schon.«

Er stieg die schmale Treppe hinunter, und Boom kam hinter ihm hergepoltert. »Verdammt, du machst die Treppe noch kaputt, wenn du weiter so trampelst.«

»Hättest du dir das nicht in den Kopf gesetzt und wärst du nicht ins Haus von Barbies Urgroßmutter gezogen, dann wäre das kein Problem«, entgegnete er. »Du hättest sie ja auch in deine Wohnung bringen können.«

»Nein, kann ich nicht.« Sehnsüchtig dachte er an seine schöne Eigentumswohnung. Die obersten zwei Etagen eines schicken Gebäudes mitten im Stadtzentrum. Da hatte er einen Billardtisch anstatt eines Esstischs, einen Basketballkorb an der Wand des Wohnzimmers, das über zwei Etagen reichte, und einen Flachbildfernseher, dessen Bildschirm größer war als die meisten Leinwände der Kinos in der Stadt. Alles, was ein Kerl eben so brauchte. »Das ist nicht der richtige Ort für sie.«

»Mann, du legst dich aber ins Zeug. Das kann ich dir sagen«, stellte Boom fest. »Du musst ja richtig durchgedreht sein, wenn du das machst, aber du strengst dich immerhin an.«

»Du bist mir wahrlich keine Hilfe, Boom.« Er wusste selbst, dass er verrückt sein musste, wenn er das versuchte, und Boom brauchte ihm das nicht noch unter die Nase zu reiben. Aber er konnte sonst nichts anderes tun, wollte er weiter ruhig schlafen können.

»Na, das ist doch mal was!«, sagte Boom, als er am Fuß der Treppe ankam.

Der Keller war der einzige Raum im Haus, den Tom bis ins letzte Detail selbst eingerichtet hatte. Hier war es düster wie in einem Tanzklub, weil der Raum nur ein paar Glasblockfenster hoch oben in der Mauer hatte, kaum größer als ein Spinnerkasten, und mit jener Art von Holztäfelung versehen war, die es in den Kellern der meisten seiner Freunde gegeben hatte, als er in der Mittelstufe gewesen war. In einem Raum, der diesem ganz ähnlich war, hatte er seinen ersten Kuss bekommen und zum ersten Mal herumgeknutscht.

Aber das war es dann auch schon mit der Ähnlichkeit. Ein Projektionsgerät hing an der Decke und war auf eine weiße Leinwand gerichtet, die eine ganze Wand des Raumes einnahm. Davor standen in zwei Reihen wuchtige schwarze Ledersessel, die zweite auf einem dreißig Zentimeter hohen Podest. Die Rückenlehnen waren verstellbar, jeder Sessel hatte zwei Getränkehalter und war mit einer Stereoanlage verbunden, sodass er vibrierte, wenn auf der Leinwand etwas explodierte.

Am anderen Ende des Raums befand sich ein kleiner Flachbildfernseher, der über einer großen Bar aus Kirschholz angebracht war. An der Rückseite standen zwei Kühlschränke, und um die Theke verlief eine Messingreling. Mitten im Zimmer stand ein Billardtisch mit einer schicken Nickellampe darüber. Der Tisch wurde zu beiden Seiten von Flippern flankiert, die bunt blinkten und auf denen Neonbienen im Bikini einen sexy Schmollmund machten. Es gab sogar einen Renn-Simulator, ein leuchtend rotes Auto mit schwarzem Sitz und einem Schaltknüppel von der Größe eines Baseballschlägers.

Er hatte den Leuten ordentlich Trinkgeld geben müssen, um sie dazu zu bewegen, das alles die schmale Treppe herunterzuschaffen, und trotzdem hatten sie die Wände dabei ziemlich ramponiert. Aber es hatte sich gelohnt.

»Das ist schon besser.« Boom ließ sich in einen der Ledersessel fallen und kippte ihn nach hinten, sodass er richtig lag. »Gib mir eine.«

Tom reichte ihm eine Flasche, nahm sich selbst eine und stellte den Rest des Sixpacks zwischen ihnen auf den Boden, weil er davon ausging, dass es keinen Sinn hatte, ihn in den Kühlschrank zu tun. Sie würden sowieso nicht so lange brauchen, dass das Bier warm werden könnte.

Boom schraubte den Deckel auf und leerte die ganze Flasche, bevor Tom in seinem Sessel Platz genommen hatte.

Boom verzichtete auf Höflichkeitsregeln und griff gleich nach zwei neuen.

»Ich dachte, die hättest du mir gebracht«, stellte Tom fest.

»Ich habe sie zur Hauseinweihung mitgebracht. Wer sie leert, spielt keine Rolle.«

»Trink sie nicht alle aus. Ich will nicht, dass du heute Nacht auf meinem Sofa schläfst.«

Er machte sich nicht wirklich Sorgen. Boom konnte drei Sixpacks leeren und war noch immer stocknüchtern. Das hatte Tom mehr als ein Mal miterlebt. Boom behauptete, das liege an seinem Stoffwechsel. Und der war auch der Grund, warum er trotz der Tatsache, dass er regelmäßig für einen ganzen Stürmerblock aß, nicht das Doppelte seines jetzigen Gewichts hatte. »Du solltest dich glücklich schätzen, wenn ich hier schlafe«, sagte er. »Du vermisst mich, das weißt du.« Im ersten Jahr nach ihrer Nominierung waren sie im

Trainingslager Zimmergenossen gewesen.

»Du könntest ja wieder heiraten. Ich würde dich auch wieder aufnehmen, wenn sie dich wieder rauswerfen würde.« Boom hatte sechs Monate in Toms Gästezimmer gehaust, nachdem seine erste Ehe in die Brüche gegangen war, und das waren zur Erleichterung aller Beteiligten, einschließlich Boom selbst, vier Monate mehr gewesen, als die Ehe gedauert hatte.

Tamara, Booms Ex, war eine ehemalige Miss Alabama, die in Stanford Jura studiert hatte, und – damals wie heute – sowohl die schönste als auch die fieseste Frau war, die Tom je kennengelernt hatte. Das Letzte, was er von ihr gehört hatte, war, dass sie nach Washington wollte, was in Toms Augen wohl das natürliche Gewässer für hinreißende und lebensgefährliche Haie wie sie war.

»Du hast es versprochen«, sagte Boom. »Du hast versprochen, dass du mich erschießt, sollte ich jemals anfangen, davon zu reden, dass ich wieder heiraten möchte. Ich zähle auf dich, Kumpel.«

»Abgemacht.« Sie stießen die Flaschen zusammen. Boom nahm wieder einen großen Schluck, während Tom nach der Universalfernbedienung griff, mit der fast alles in dem Raum zu bedienen war und von der er vermutete, sie könnte wahrscheinlich im Notfall so programmiert werden, dass auch das Space Shuttle damit zur Erde zurück gesteuert werden könnte.

»Trink lieber, Kumpel, solange du kannst.« Boom reichte ihm eine neue Flasche. »Und, wann kommt sie?«

»Am Samstag. Ich hole sie am Samstag vom Flughafen ab.« Allein der Gedanke daran führte dazu, dass er das Bier fast so schnell wie Boom in sich hineinschüttete.

»Hmm.« Boom stellte sich die Flasche auf den Bauch. »Tja, ruf mich an, wenn du mich brauchst.«

»Was macht dich so sicher, dass ich dich brauchen werde?«

Boom warf ihm einen langen, mitleidigen Blick zu. »Du wirst mich bestimmt brauchen.«

* * *

Als Ann nach Hause kam, war das Motorrad verschwunden. Der Umzugslaster und all die Möbelpacker ebenfalls. Am Straßenrand stand ein glänzender anthrazitfarbener Bentley, und aus einem der Kellerfenster fiel ein schwacher Lichtschein. Vermutlich hatten ihre neuen Nachbarn reiche Freunde.

Ihre abendliche Routine erforderte nicht mehr Überlegungen als der Rest ihres Tagesablaufs. Sie musste Cleo ein letztes Mal ins Freie lassen. Bald würde sie wieder läufig sein, und Ann hatte den passenden Rüden bereits ausgesucht. Ein neuer Wurf, ihr vierter. Sie würde ihre Laufpartnerin für eine Weile vermissen, und ihr Leben würde mit einem Haus voller Hundewelpen viel komplizierter werden, aber sie freute sich dennoch darauf. Sie würden Leben ins Haus bringen, auf eine Weise für Wirbel sorgen, die sie genießen würde.

Während Cleo sich niederließ, spülte sie die Tupperdose aus, in der sie immer ihr

Abendessen ins Cedar Rigde mitnahm; sie aß stets bei ihrem Mann zu Abend. Sie musste die Lampen über dem Eingang ausschalten, das Türschloss überprüfen – es hatte Jahre gedauert, bis sie sich an die Tatsache gewöhnt hatte, dass sie nachts zuschließen musste, weil ihre Mutter ihr ganzes Leben lang keine einzige Tür abgeschlossen hatte. Jeder, der unbedingt hereinkommen wollte, würde schon hereinkommen, hatte Judy immer gesagt; und alle anderen waren ohnehin herzlich willkommen.

Doch trotz der Tatsache, dass die Nachbarschaft wie das zum Leben erwachte Pleasantville aussah und an zwei Seiten von Golfplätzen begrenzt war – einem äußerst schicken privaten und einem netten egalitären öffentlichen –, war es dennoch Fakt, dass es in der Nähe viel befahrene Straßen gab, die von einer Reihe von Fastfood-Lokalen und billigen Apartmentblocks gesäumt waren.

Es sei ein eigenartiges Wohnviertel, sagten alle, ein Flecken, der für sich in Anspruch nahm, sowohl städtisch als auch vorstädtisch zu sein. Sie und ihre Nachbarn besaßen einen eigenen kleinen Park am Ende einer Sackgasse, mit bunt leuchtenden Spielgeräten und im Winter einer Schlittschuhbahn. Im Sommer gab es Straßenfeste, einschließlich einer bombigen Party am Nationalfeiertag, wenn Kinder mit zerrinnendem Eis am Stiel und zischenden Wunderkerzen durch die Straßen liefen. Eine Halloween-Parade, bei der die Kinder in ihren Kostümen die Straße auf und ab marschierten und die Eltern ihnen vom Gehsteig aus zujubelten und Filmaufnahmen machten.

Eine ideale Wohngegend für eine Familie, hatten sie und John entschieden, als sie das Haus kauften, obwohl seit dreißig Jahren keinerlei Renovierungen durchgeführt worden waren und es ihren Finanzrahmen trotzdem fast überstieg. Aber sie hatten eine klare Vorstellung von ihrer Zukunft, hatten diese gehabt, seit sie fünfzehn waren, und dieses Haus und die Nachbarschaft waren ein Teil davon gewesen. Deshalb würde sich das Ganze am Ende lohnen, auch wenn es bedeutete, dass sie das Kinderkriegen noch ein paar Jahre hinausschieben mussten.

Aber sie hatten zu lange gewartet.

Verdammt, sie hatten zu lange gewartet.

Sie kroch in ihr Bett, ein schönes, elegantes Möbelstück aus Eibenh Holz mit Lederintarsien im Kopfteil. Sie hatten es zur Feier des Tages gekauft, als ihre Firma den ersten Gewinn abwarf.

Das Mondlicht fiel durch die zarten Vorhänge. Cleo schlug mit dem Schwanz auf den Boden und wartete geduldig auf die Erlaubnis, darauf, dass Ann neben sich auf die Matratze klopfte.

Inzwischen litt sie nur noch selten an Schlaflosigkeit. Monatelang – in Wahrheit mehrere Jahre lang – war sie ständig erschöpft herumgelaufen, weil sie nachts einfach nicht in ihrem leeren, einsamen Bett schlafen konnte beziehungsweise nicht durchschlafen konnte, wenn sie mal eingenicke war.

Aber Cleo war eine Hilfe gewesen, ebenso das Laufen, und irgendwann hatte sie in diesem Bett länger allein als mit ihrem Ehemann geschlafen, und na ja, sie hatte sich einfach daran gewöhnt.

Nicht so heute Nacht. Sie versuchte, im Kopf Entwürfe zu machen. Das Erickson-Projekt trieb sie noch in den Wahnsinn: Die wollten vier Badezimmer haben, und in zweien davon eine große Wanne, aber sie wollten die Wasserleitungen nicht kaputt machen und die Atmosphäre ihres Hauses, das um die Jahrhundertwende gebaut war und nur zwei Blocks von Lake Harriet entfernt stand, nicht ruinieren.

Sie hörte draußen das tiefe Brummen von Männerstimmen; das musste von nebenan kommen. Schallendes Lachen, herzlich und laut.

Keine alte Dame mehr als Nachbarn, dachte sie, es sei denn, es handelt sich um eine alte Dame, die viele Söhne hat, die sie besuchen.

Oder eine alte Dame, die viel mehr Spaß hatte als sie.

Ein Auto fuhr mit aufheulendem Motor davon, eine Tür knallte ins Schloss, dann war alles wieder ruhig.

Gegen drei Uhr gab sie auf. Sie schlüpfte in ihren Morgenmantel, ging in die Küche hinunter, knipste sämtliche Lampen an und schaltete ihre Küchenmaschine ein.

Heute Nacht würde sie Brownies machen, entschied sie. Brownies waren ein Heilmittel gegen alles.